In freier Stunde

Die Schlange von Santa Sabina

Von Christian Munk

Ich trieb mich damals als Handlanger bei einem Kamparzt herum, ritt für ihn zur Station, um Medikamente abzuholen, kochte seine Pinzetten und Klammern und schrie zum Haus hinaus: Der Nächste bitte! Draußen saßen die Indios im Gras herum und tuschelten, und ihre Kinder lärmten. Die reichen Amerikaner saßen im Schatten ihrer Fordwagen und würfelten. Die Steppe ringsum schimmerte im Sonnenlicht. Wir hatten hier den einzigen Schatten. Das Haus des Arztes lag auf einem Hügel unter einem uralten Jesuitenbaum. Endlose Herden von blökenden Rindern zogen vorbei. Man fuhr mit dem Wagen hindurch und brüllte: „Hu . . . Hu . . . Toro! . . .“

Wir hatten viel Arbeit: Zähne, Knochenbrüche, Geschwüre, zuweilen ein Messerstich, alle acht Tage ein Schlangenbiß.

Gut.

Der Doktor hatte in einem Schuppen einen Käfig mit drei Schlangen stehen, drei gefährliche Yararacas, die eine Skatrunde leicht in die Ewigkeit befördern konnten, ehe sie nur bis dreißig gereizt hätte. Der Doktor benötigte das Gift der Vipern, um Serum herzustellen, mit dem er Gebissene vor dem letzten Atemzug bewahrte. Alle zwei Wochen drückte er den Biestern den Kopf mit einem gegabelten Stock auf den Boden, faßte den Kopf geschickt von hinten und drückte das Gift aus dem zischenden Maul, das er in einer Tasse auffing.

Aber heute hatte er mit einem anderen Gift zu tun. Schweißtriefend stand er mit dem Stethoskop in seinem Sprechzimmer, ließ sich die Zunge zeigen, fluchte und brach vor Nervosität die Reagenzgläschen entzwei. Ich wurde hierhin und dorthin geschickt, pumpte Wasser am Brunnen, notierte Namen, holte Salbe, hielt einen Widerspenstigen, und plötzlich rief mich die Frau Doktor.

Ich wollte es jedoch nicht hören. Beide hatten schon in der Frühe einen haushohen Krach miteinander gehabt. Sie hätte genug von dieser Einsiedelei. Sie sei jung, basta! Sie wolle in die Stadt, aus! Nein, schrie er erbost, du bleibst! Sie aber lachte und erklärte, daß sie nachmittags mit dem Postzug fahre. Jawohl. Darauf knallte er mit der Tür und klopfte den Rücken eines Indios ab.

Als die Frau zum zweiten Male rief, ging ich hinüber zum Wohnhaus. Dort war alles in Aufregung. Die Senora wollte tatsächlich abreisen. Drei Koffer standen neben der Aloe. Ich holte den Wagen heraus und goß Kühlwasser nach. Dann erschien sie selbst, blutjung, biegsam und kordial vor Erregung. Sie ging stolz am Fenster des Sprechzimmers vorbei und schrie nach ihren Koffern. Aber der Doktor drinnen rührte sich nicht. Da konnte sie wohl nicht mehr zurück. Sie lachte auf, jung und trotzig und schönleuchtend vor Wut.

Die amerikanischen Pflanzer, die auf den Trittbrettern ihrer Autos saßen, reckten die Köpfe zusammen und grinsten sich an. Die Indios jedoch glotzten mit steinernen, breiten Gesichtern in die blaue Luft. Der Doktor arbeitete klirrend mit seinen Gläsern. Man hörte es im Hof.

Ich ging in den Schuppen, um einen Schraubenschlüssel zu holen. Als ich die Tür wieder zuschlagen wollte, fiel mir ein, daß sie offen gestanden hatte. Der Schlangenkäfig stand leer.

Teufel!

Ich blickte mich vorsichtig um. Es war keine Schlange im Schuppen zu sehen. Drei giftstrotzende Tiere, mordlustige Yararacas, waren auf dem Hof, armdick, lang wie ein Mann. Und im Hof saßen Dutzende von ahnungslosen Patienten. Ich sprang eilig zur Tür hinaus.

Da hörte ich gerade, daß der Motor ansprang. Die junge Frau saß wie aus Marmor am Steuer und rollte hinaus. Ihr Wagen holperte über staubenden Kampweg davon in der Richtung zur Station.

Im selben Augenblick sah ich einen kleinen, dunkelhäutigen Knaben, der mich schuldbewußt angaffte.

Um Gottes willen! „Achtung!“ rief ich, „cuidado, es sind Schlangen ausgebrochen! Es sind Yararacas im Hof . . .!“

Ein wildes Getümmel folgte. Die Patienten sprangen auf. Die Amerikaner vergaßen ihre Würfel, die Indios ihre Schmerzen. Mit Stöcken und Riemen schlug man auf Gras und Strauch. Der Doktor kam mit fliegendem Kittel heraus, ein Fläschchen Serum und die Spritze in der Hand.

Wo sind die Schlangen?

Mir fiel der schuldbewußte Junge ein, ich holte ihn heraus und fragte ihn drohend, wo die Schlangen hingekrochen seien. Er zeigte angstvoll auf eine Zuckerrohrstaude, die neben dem Wohnhaus stand. Wir rannten alle dorthin. Wir sahen, wie die Schlangen naßglänzend und eilig davonzukriechen versuchten. Es waren zwei. Ein Peon warf einen Sack über sie und fing sie.

Aber die dritte?

Um Gottes willen, wo ist die dritte? Der kleine Indiojunge antwortete nicht mehr. Er heulte bitterlich. Erst als der Doktor ihm ein saftiges Stück Zuckerrohr gab, rückte das Unglückskind mit der Mitteilung heraus, die dritte Schlange sei in den Wagen gekrochen.

In welchen Wagen?

In den schönen Wagen.

In welchen, verdammt?

In den Wagen der Senora . . .

Der Doktor wurde kreideweiß. Er riß den Kittel herunter, steckte Spritze und Serum in die Hemdtasche und sprang auf einen indianischen Gaul, der am Tor angebunden stand. Ich tat dasselbe.

Und ehe der Hof wußte, was geschehen war, brausten wir auf den Pferden über die Steppe hinter der Frau Doktor her. Als ich mich noch einmal umsah, erkannte ich, daß die Amerikaner mit ihren Wagen gerade starteten und hinter uns her fuhren.

Der Doktor lag mit zusammengebissenen Zähnen auf dem Hals seines Braunen. Ich werde die Angst in seinem Gesicht nie vergessen.

Wir ritten in schärfstem Galopp fast eine halbe Stunde, da sahen wir am Horizont die Station, und in der Steppe davor kroch der Wagen. Wir trieben unsere Pferde aufs neue an. In jedem Augenblick konnte die Viper zuschnappen. Und es war eine Yararaca! Die Frau Doktor wird ihre Reisepläne zurückstellen müssen, oder sie wird weiterreisen, als sie wollte . . .

Aber da geschieht es, daß die Frau Doktor uns bemerkt, als sie aus dem Auto zurückblickt. Und schon gibt sie Vollgas. Sie will ihren Triumph auskosten. Sieh da, schon galoppiert er hinter ihr her, denkt sie sicher, um sie zu bitten, bei ihm zu bleiben. Das könnte ihm so passen. Und sie karriolt über die Steppe, daß der Wagen hüpft wie ein verärgertes Känguruh.

Ein Wettrennen, verflucht! Ihr Trotz wird sie dem Giftzahn ausliefern. Ich sehe schon die vier Blutstropfen, die den Biß einer Giftschlange kennzeichnen. Eine unselige Frau, die glaubt noch spielen zu müssen, wo es sich um Tod und Leben handelt. Und sie tritt auf das Gaspedal, beißt die Zähne zusammen und knattert vor uns her.

Wir geben unseren Pferden die Sporen. Der Doktor flucht vor sich hin wie ein Gaucho. Wenn die Schlange nur stillhielte, Minuten zwischen Trotz und Tod. Endlich holen wir das Auto ein. Keuchend galoppieren wir heran und brüllen: Halt!

In voller Fahrt rennt der Wagen gegen einen Feldstein, der die Vorderachse querschlägt. Knirschend und aufbockend steht er in einer Staubwolke. Glas splittert. Ein Aufschrei. Schon springen wir von den Pferden und ziehen die Frau heraus. Stöhnend läßt sie sich von uns in das Kampgras setzen.

Der Doktor zieht das Serum heraus und füllt die Spritze. Da öffnet sie schon die Augen. „Das Steuer . . ." sagt sie.

„Die Schlange . . ." murmelt er.

Sie richtet sich auf, sie ist völlig klar: „Was wollt ihr denn eigentlich von mir?"

„Still," sagt er, „zuerst die Spritze . . ."

„Warum?" fragt sie.

„Aber die Schlange hat doch . . ." fängt der Doktor an

„Welche Schlange?"

„Meine Serumschlange. Eine von ihnen ist in den Wagen gekrochen." Sie steht auf: „Eine Schlange? Ich habe keine gesehen."

Sie wendet sich zu dem Wagen und schreit auf. Aus der Ritze des Lederpolsters im Fond schiebt sich tückisch und züngelnd der platte Kopf der Yararaca. Sie starrt uns an mit grasgrünen, eisigen Augen. Sie hat nicht gebissen?

„Was ist dir denn passiert?" fragt der Doktor, noch etwas nervös.

Aber da schimpft sie los: „Dieses dämliche Steuerrad, da muß sich eine Schraube gelockert haben. Es hat nicht mehr die Führung gehalten." Der Doktor strahlt. Ich denke daran, daß ich den Schraubenschlüssel holen sollte und wende mich pfeifend den Pferden zu.

Da donnert drüben am Horizont der Postzug heran, der jeden Mittwoch fährt. Kreischend hält er auf der Station.

„Mein Zug . . ." flüstert die Frau Doktor und sieht kindlich und verlegen aus. Dann blickt sie den Doktor an. Man sieht an ihrem Hals eine Ader klopfen. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung und rollt davon.

„Na?" sagt er und lacht sie an. Dann steigen sie auf die Pferde und reiten nebeneinander zurück. Und als sie den Amerikanern in ihren Wagen begegnen, wenden die Wagen und karriolen hinter dem Doktorpaar her und lachen und rufen. Das Ganze sieht aus wie ein Festzug.

Ich mußte natürlich den Wagen wieder reparieren und zurückfahren. (Mit der Schlange im Werkzeugkasten und einem dicken Strick darum.)

Verrat an Lina

Von Erich Meschede

In dem kleinen russischen Lokal im Westen Berlins, wo wir uns immer zu treffen pflegten, stand sie eines Abends an der Tür in einem einfachen Wollkleid, untersetzt die Figur, etwas verlegen, rotbackig, sehr blond. Ich sehe noch heute ihre kleinen, hilflosen Hände, mit denen sie ihr billiges Handtäschchen ängstlich in die Seite klemmte, sehe die schweigende, fast höhnische Verwunderung, mit der man sie an unserem Tisch begrüßte, höre das Aufpusten und mühsam verdeckte Lachen, als sie einer unserer Kameraden, der Maler Lebergrün, als seine Kusine aus dem Mecklenburgischen vorstellte, die Lina heiße und einen Dorfpastor zum Vater habe. Die Mädchen, mit denen wir hier tanzten, Kunstgewerblerinnen, Studentinnen, Malerinnen und Schauspielerinnen mit exotisch gedrechselten Namen und knabenhaften Figuren, wippten um dieses Geschöpf, auf dessen derbgesundem Gesicht die Verwunderung einer aufgebrochenen Ackerscholle im März lag, wie aufgeregte Spatzen um ein schwerfälliges, gutmütiges, geblendetes Tier, und als Lina, mehr gezwungen als freiwillig, sich krachend auf einen Stuhl setzte und bei dem infam-verbindlich lächelnden Kellner ein Glas Bier bestellte, kannte ihre freche Begeisterung keine Grenzen mehr. Sie gruppierten sich um sie herum, boten ihr Zigaretten und Schnäpse an und mißhandelten das Mädchen mit einer Freundlichkeit, deren Hohn es in seiner Verwirrung nicht bemerkte. Als dann plötzlich ein Jazz mit verbogenen Beinen durch den Raum sprang und das Saxophon plärrte, wurde Lina erfaßt und durchs Lokal zwischen den Stühlen herumgeschoben, steif, kerzengerade, etwas ängstlich, aber mit einem Lächeln, das im Gegensatz zu der grotesken Unbeholfenheit ihrer Figur rührte. Alles lachte.

Lina trug Stiefel, großes, derbes Zeug, wie es die Landstraßen ihrer Heimat verlangen. Sie stand in diesen Stiefeln wie ein kleines Kind in einem Nachen, der plötzlich die gewohnte Fahrtrichtung ändert, schlingert, sich schief legt und jeden Augenblick umzukippen droht. Alle jubelten dem Mädchen ironisch zu, klatschten im Takt der Musik, trampelten und riefen sie mit Namen. Lina nickte freundlich, wenn auch verlegen, dankte artig, ihr blondes Haar hing in großer Verwirrung über ihre kleine Stirn. Das Mädchen war plötzlich Mittelpunkt eines Kreises, den sonst nur noch die Gewohnheit und Langeweile zusammenhielt. Lina war Sensation. Ihre Naivität und Bravheit wirkten für viele als Signal für jene abgebrauchten Witze über Bourgoisie und Provinz, auf die niemand mehr hört. Lina bemerkte den Spott nicht, der sie umgab. Sie glaubte jedem aufs Wort, wenn jemand lachte, lachte sie mit, jeden Kognak oder Kirsch, den man ihr anbot, trank sie mit verborgenem Schütteln tapfer aus, was allmählich be-

wirkte, daß sich ihre Verlegenheit löste und einer klaren, ehrlichen Genußfreude Platz machte. Das Mädchen strahlte und seine Bewegungen, von allen Hemmungen befreit, waren die eines ekstatischen Kalbes. Man hatte ihr eine verstaubte Stoffrose ins Haar gesteckt und trieb sie immer zu neuen Tänzen.

Gegen Mitternacht hatte Lina eine Popularität unter den Gästen, die qualvoll war. Der Maler Lebergrün tat noch alles, um sie zu vergrößern. Er machte das Mädchen mit jedem bekannt, schleppte es von Tisch zu Tisch und erntete dafür Freischnäpse. Der Maler Lebergrün gehörte zu jenen Talenten, die mehr durch ihre Lebensführung als durch ihre Arbeit auffallen. Er war im Grunde ein sentimentaler Tropf, der sich in der Geste eines Außenseiters gefiel. Lina liebte ihn, schon wegen der abenteuerlichen Geschichten, die über ihn in seiner Familie umgingen, der er entlaufen war.

Ihr Besuch in Berlin, der einer Tante galt, hatte sie Lebergrün treffen lassen, der ihr versprach, jenes Leben zu zeigen, dessen Affront gegen das Normale alle harmlosen Mädchen reizt.

Die Aufnahme, die Lina fand, hatte das Mädchen in einen Zustand außergewöhnlicher Freude versetzt, es glaubte sich in einer anderen Welt, in der Freiheit der Wünsche oberstes Gesetz scheint. Es fühlte sich von seiner Erziehung entschält und merkte den Betrug, der um es war, nicht. Alle Entfesselten werden zunächst blind.

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als Lina plötzlich aufstand, zur Mitte des Lokals ging, schüchtern eine Hand hob und Ruhe verlangte. Der Maler Lebergrün verkündete, daß Lina sich bereit erklärt habe, etwas zu singen. Alles schrie vor Begeisterung.

Das Mädchen stand mit weiten, hellen Augen da, bebend, aber innig in den zarten Bewegungen seiner Schultern. Die Tomatenfarbe seiner Backen begann vor Erregung etwas zu bleichen — und plötzlich schwang sich aus seinem Gesicht eine Melodie, sehr schüchtern und zitternd, aber von einer Schwermut und Reinheit, die alle verstummen ließ. Es war ein einfaches Lied, das Lina sang. Eine klagende Reimerei auf einen Geliebten auf hoher See. Eine schwärmerische Sehnsucht, trostlos umrauscht vom Wind der Dünen, vom ängstlichen Geflacker wartender Kerzen überzuckt, aufschreckend, sich duckend, weinend, verzichtend. Ein Lied, wie es die Mädchen singen, die Matrosen lieben.

Niemand regte sich. Die Kellner standen an den Wänden, in deren Grau ihre Gesichter langsam übergingen, die Mädchen an unseren Tischen sahen sehr sentimental drein und schrumpften unter diesen sentimentalen Klängen zu alten Puppen zusammen, zwei Filmschauspieler bekamen melancholische Augen und rote Flecken auf den Backen, alle saßen sie da unter dem Zwang dieses einfachen Liedes, das Lina sang, immer im gleichen Tonfall, fast schleppend.

Das dauerte etwa eine Viertelstunde und es war kein Ende abzusehen. Immer neue Strophen rangen sich aus dem Mädchen los, Worte, in denen der stille Jammer wartender Frauen aufklang, Vokale, die trostlos verlassen tönten, Konsonanten, die an kurze, ach so zwecklose Auflehnung erinnerten. Eine schmerzliche Gebärde erfüllte den Raum. Alle, die vorher das Mädchen belacht hatten, duckten sich. Eine große Feigheit hockte in ihren Gesichtern. Sie saßen da wie ausgekeint.

Gerade als der Maler Lebergrün auf Lina zugehen wollte, um seiner Verlegenheit und ihrem Gesang ein Ende zu machen, löste sich von dem hintersten Tisch, wo er seither still gesessen hatte, der Lyriker Kühn, ein kleiner, verwachsener Mensch mit einer sehr bleichen Stirn, ging auf Lina zu, faßte ihre Hand und stützte das Mädchen, das jetzt, da der Gesang abbrach, zu wanken begann.

„Sie ist betrunken," tuschelte der Raum. „Total betrunken . . .," schrie Lebergrün, als sei er von einer Last befreit. Kaum hatte er das Wort gesagt, traf ihn schon ein überraschend starker Faustschlag mitten ins Gesicht. Er taumelte und schlug über einen Tisch. Alles sprang auf und mühte sich um ihn, dem weiter nichts geschehen war, als daß er ein geschwollenes Auge hatte, auf das sich sofort die Taschentücher seiner Freundinnen legten. Um Lina kümmerte sich niemand, Lina stand abseits, von Kühn gestützt, der ihr ruhig den Mantel anzog, den kleinen Hut aufsetzte und den Tumult benutzte, die Schwankende nach dem Ausgang zu geleiten, wo er ein Auto herbeirief, das sie in den beginnenden Morgen trug. Ich ging nicht nach. Ich kannte Kühn und wußte, Lina war gerettet. Er würde sie sicher und mit dem großen Takt seiner Seele wieder in jene Landschaft führen, die ihr Kraft, Ruhe und die gebührende Muße gab.

Das blaue Ländchen

Von **Anton Ditschler**

Ich bin ein glücklicher Mensch. Seit drei Tagen hab ich Arbeit. Der alte Bauer, den ich auf der Landstraße traf — ich tippelte gerade von Frankfurt nach Wiesbaden —, hat mich mitgenommen in sein Haus. Für Essen und Logis repariere ich ihm seinen Motor für die Häckselmaschine — das dauert wenigstens zehn Tage, und wenn ich es etwas hinziehe, können vierzehn Tage daraus werden. Vor einem Monat ist dem Alten die Frau gestorben. Er lebt ganz allein im Haus, nur eine alte, halbstumme Magd ist noch da — der Sohn des Alten liegt bei Verdun. Abends sitzen wir in dem kleinen Garten neben dem Haus, da blüht jetzt alles, und ich dehne und strecke mich in der weichen Luft. Dann lese ich dem Alten aus der Zeitung vor. Wenn die Dämmerung kommt, bringt die Magd den Krug mit Wein in die Stube, und da sitzen wir dann unter der alten Uhr und unter dem Bild Napoleons des Ersten, den der alte Bauer über alle Maßen verehrte. Ich habe das in dieser Gegend häufig gefunden, diese merkwürdige Liebe zu dem Franzosenkaiser — das kommt, weil der hier viele Straßen gebaut und die Bauern von den Lasten der geistlichen und weltlichen Herren befreit hat.

Baptiste heißt der Bauer mit Vornamen. Sein kleiner Hof ist in gutem Schuß, irgendwo in der Stadt wartet ein entfernter Verwandter auf die Erbschaft. Hinter dem Garten beginnt gleich der Weinberg. In zierlicher Ordnung stehen die Stöcke da. Das Erdreich ist gehäufelt nud von Steinen gesäubert. Rot ist hier die Erde, rot sind die Wege, die durch die Aecker ziehen, rot ist die Tenne der Scheune, rot ist der Flieder, der in dem Garten blüht.

Mein Herz ist voll Freude und Zuversicht. Der Alte ist gut zu mir und behandelt mich gar nicht wie einen Knecht oder wie einen, den er auf der Landstraße aufgelesen hat. Wir trinken den Wein aus einem Krug, wir essen am gleichen Tisch in der Küche, und die Dunkelheit findet uns in gemeinsamem Schweigen, drinnen in der Stube, unter der alten Petroleumlampe. Manchmal steige ich in den Keller nud fülle den Krug auf, oder der Alte holt seine illustrierte Bibel und liest vor, und wir betrachten die heilige Einfalt der Fischer und Bettler und Zöllner. Leise und lind weht die Luft durch das offene Fenster, von Mainz her funkeln die Lichter, steil steigt der Scheinwerfer eines Autos den Berg hinan, auf dem das Dorf liegt, und die Fledermäuse und die Eulen fliegen mit weichen Schwingen durch den Garten und über den Wingert hin.

So muß der Frieden sein, denke ich, und vor mir liegen die Monate, die ich jetzt schon durch Deutschland tippelte, Monate des Hungers und der schlimmen Notdurft, aber auch Monate, wo du glücklich warst, drei Tage lang, wenn du eine gute Seele fandest, wo du die Flüsse und die Wälder, die kleinen Dörfer und die kleinen Städte durchliefst und immer wieder ein Obdach und eine Arbeit bekamst, und jetzt bin ich hier an der südlichen Wand des Taunus, in einem Dorf, dessen Aecker und Hänge schwer sind von Fruchtbarkeit, hier im Land der blauen Hügel, der Himbeeren und der Mirabellen, im Glanz einer Sonne, deren Stärke die Erde reißt, an der Seite des alten Bauern, Baptiste, eines irdenen Krugs voll von Wein, und drunten, da fließt der Fluß, das ist der Main, da haben wir heute morgen geangelt. Draußen im Bottich, da schwimmen die Fische, die werden wir morgen essen, nachdem wir sie gebraten haben, denn morgen ist Pfingsten. Und da gibt es Wein aus dem kleinen Faß. Das ist ein alter Jahrgang. Zwei Kreuze aus Kreide hat der Baptiste drauf gemalt, damit niemand drangeht. Dies alles, o mein Herz, läßt dich fröhlich sein.

Der Baptiste steht hoch, es ist Abend und still im Dorf. Leer ist der Krug, und die Pfeife des Bauern ist ausgegangen. Ich steige in den Keller, es ist kühl, und es riecht nach Erde und Wein. Ich fülle den Krug, und wie ich zurückkomme, da sitzt der Baptiste, das kleine Bäuerlein, am Tisch und hat ein Bild vor sich. Es war eine Vergrößerung nach einer gewöhnlichen Photographie, so wie sie nach alten Soldatenbildern hergestellt wurden, und es war auch ein Soldat, der auf dem Bild war, ein Musketier mit Gewehr und Tornister und mit einem kleinen Schnurrbart versehen.

„Mein Sohn," sagte der Baptiste und deutete nach dem Bild. Es steht auf einem Stuhl, und vor ihm auf dem Tisch steht

ein Glas. Ich fülle unsere Gläser, da sagte der Baptiste: „Gib ihm auch." — Ich fülle das Glas von dem Sohn. Dann setze ich mich.

„Gesundheit!" sagte der Baptiste, und wir trinken.

„Das war sein Lieblingswein," sagte der Baptiste, „er war zwei Jahre alt, als ich den Wingert anlegte, und konnte grade laufen."

Wir trinken. Hochreif ist die Nacht.

„Das war auch ein Tag vor Pfingsten," sagt der Baptiste, „als das Telegramm kam."

Und wieder schweigen wir, und wieder steig ich in den Keller und fülle den Krug, und immer sehen die Augen des Sohnes auf uns, der bei uns am Tisch sitzt.

„Jetzt ist die Mutter bei ihm," sagte der Baptiste, „und ich lasse auch nicht mehr lange auf mich warten. So geht alles dahin und seinen Gang."

Dann schweigt der Bauer und blättert in der Bibel. Und plötzlich sagt er und deutete auf ein Bild: „Das hat er nie begriffen, der Anton, wie das ist, wenn geschrieben steht: „Und sie redeten mit Zungen"; und das Bild hier, wo ihnen die Flämmchen aus dem Kopf steigen, davor hat er immer Angst gehabt, der Anton, vor diesen Feuermännern."

Der Alte lächelte und betrachtete den Sohn. Draußen steht die Nacht, eine warme, starke Schale. Die Blätter der Bäume und Sträucher schlafen. Ruhig ist das Vieh. Weiß glänzt im Mondlicht die Straße, und das Band des Flusses schimmert perlmuttern.

Der Baptiste ist eingeschlafen. Ich lösche das Licht und lasse ihn allein bei dem Anton. Ich gehe in mein Zimmer über dem Stall. Ich bin glücklich, daß ich lebe, und meine Lust zu weinen, ist grenzenlos.

„Hier fehlt ein Komma!"

Von Lothar Schmidt-Renny.

Man kann Vater Berger zwar nicht gerade als Haustyrann bezeichnen. Doch hält er auf unbedingte Achtung seines Willens in den vier Wänden. Bei aller Liebe haben die Kinder von dem, was er sagt und tut, als von des Vaters Wille und Sache den schuldigen achtungsvollen Abstand zu halten. Wenns und Aber gegen ihn im Munde führen, das dürfen sie seinetwegen später mal, wenn sie was geworden sind. Ihm hat das Gehorchenlernen auch nichts geschadet, er hat's zu einer geachteten Stellung gebracht. Der Verleger, die Schriftleiter, die Arbeitskameraden vom „Tageblatt" wissen ihn als fähigsten, pflichtbewußten Maschinensetzer zu schätzen. Er müßte jedenfalls schon einen sehr schlechten Tag haben, wenn man auf seinen Fahnen einen Setzfehler entdecken könnte!

Klaus, Bergers Aeltester, ist gut durch die Reifeprüfung gekommen. In dem steckt das Zeug zu einem tüchtigen Schriftleiter! Mit Vergnügen hat der Vater öfter heimlich in seinen Heften geblättert. Und wenn Klaus gar etwas aus seiner Feder bei der Zeitung untergebracht hatte, klopfte er dem Jungen anerkennend auf die Schulter, wenn er dabei auch aus erzieherischen Gründen und so bemerkte: „Na ja, ganz nett für den Anfang. Muß aber noch entschieden besser werden! Wenn schon, denn schon, Junge!"

Dann sprach Vater Berger eines Tages mit dem Hauptschriftleiter. Der schüttelte ihm beim Fortgehen die Hand: „Also schön, lieber Berger, wollen's gern mit ihm versuchen. Wenn er in seinem Fach so tüchtig wird wie Sie..."

Und so kam Klaus zur Ausbildung in die Schriftleitung. Wenn Vater und Sohn gemeinsam zum „Tageblatt" gingen und sich am Setzersaal ihr Weg trennte, wenn der Alte seine Arbeitskluft aus dem Schrank nahm, sah er mit leisem Stolz den Jungen die Treppe mit dem Schild „Zur Schriftleitung" hinaufgehn. Nicht, daß Vater Berger seiner Hände Arbeit etwa minder einschätzte als einen andern Beruf. Jeder gehörte eben an seinen Platz, wo er nichts als seine Pflicht zu tun hatte, nur dann war er ein anständiger Kerl, ob er nun Generaldirektor oder Handarbeiter sein mochte. Aber immerhin — wo der Junge nun mal das Talent zum Schriftleiter hatte — warum ihn da Setzer werden lassen? Wehe aber, wenn dem Bengel nun etwa eingefallen wäre, in seinem Verhalten zu ihm anders zu werden! Das hätte ein nettes Gewitter gegeben!

Klaus — als junger Volontär — las zunächst Korrekturen. Und der Vater freute sich stets, unter den an seine Maschine zurückkommenden Fahnen das Namenszeichen seines Sohnes zu sehen. Selbstredend war niemals ein Setzfehler darauf vermerkt.

Eines Tages aber entdeckte Vater Berger auf seiner Fahne das Korrekturzeichen für ein ausgelassenes Komma. Das ging ihm denn doch über die Hutschnur! Er ließ den Jungen rufen. Ob er ganz verrückt geworden wäre? Wenn der Vater kein Komma hinsetzte, gehörte eben keins hin! Er — als junger Lausbengel — wolle seinen Vater verbessern?! — Die Sache ging dem Alten sichtlich nahe, es wetterleuchtete in seinem Gesicht — hier handelte es sich um Grundsätzliches.

Aber das merkte auch Klaus. Die anderen Setzer wurden zudem aufmerksam, schauten herüber. Die Maschinen klapperten immer langsamer. Klaus wußte ganz genau, daß da doch ein Komma stehen mußte. Wenn er nachgab, hier vor den Arbeitskameraden des Vaters, würden sie ihn nie für voll ansehen und sich schließlich über seine Korrekturvermerke hinwegsetzen. Und des Vaters Satz korrigieren — damit war's dann überhaupt aus. — Er gab sich einen Ruck, reichte dem Vater den Duden, worin es deutlich stand, daß da ein Komma stehen mußte. Himmel, was würde das zu Haus für ein Donnerwetter setzen, wenn er überhaupt noch einigermaßen anständig aus der Setzerei herauskam! Und schließlich brachte es der Vater noch fertig, ihn aus dem „Tageblatt" zu nehmen...

Aber Vater Berger sagte mit einem Mal nichts mehr. Weiß man, was alles ihm in diesem Augenblick durch den Kopf ging? Endlich schneuzte er sich geräuschvoll, spannte die Fahne auf den Manuskripthalter der Maschine, und dann klapperten die Matrizen. Vater Berger setzte die Zeile noch einmal. Mit Komma.

Die ganze Setzerei, schien Klaus, atmete auf. Der alte Seger, Vaters Freund, nickte ihm lächelnd zu. Und er wußte: an dem kleinen, unscheinbaren Komma waren seine Kinderschuhe endlich endgültig hängengeblieben!

Büchertisch

Der Fraustädter Totentanz von Ruth von Ostau. Ganzleinen 3 Mk. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.

Die Pest herrscht in Fraustadt. Die Umwelt schließt sich ab von diesem Seuchenherd. So bleibt die kleine Stadt des polnischen Königreiches allein dem Schicksal überlassen, das in ihren Mauern tobt. Fast tausend Menschen fallen in einem Monat dieses Winters 1709/10 der Pest zum Opfer. Angesichts der Not, des rettungslosen Aufeinander-Angewiesenseins fällt alles Erzwungene von den Menschen ab, sie sind einfach nur das, was sie sind, gut oder böse.

Und inmitten dieser sonderbaren Welt des Schreckens, des Stumpfsinns und der gläubigen Demut blüht die Liebe zwischen dem fremden Pestarzt und der jungen Badersfrau. Eine Liebe, die schweigend dient, weil angesichts der Not alles andere eine Herausforderung wäre, die verzichtet und überwindet der Gesetze willen. Von dieser Liebe handelt das Buch, noch mehr von der Pest, von Kleinheit und Größe der Menschen, sobald sie dem Tode gegenüberstehen, von der Güte Gottes, der nach einem furchtbaren Pestjahr den Frühling um so schöner und blühender kommen ließ, die Kraft gläubiger Menschen um so heller leuchten läßt. Darum ist dieses kleine schlichte Buch mehr als ein interessanter Bericht über ein merkwürdiges Stück Kulturgeschichte. Es ist ein Buch von der Kraft des Glaubens, der jedes Schicksal trägt.

Zeitschriften

Die Galerie, Monatsblätter der internationalen Kunstphotographie. Novemberheft 1934.

In diesem Heft schildert Léonard Misonne, der bekannte belgische Lichtbildner, von dem in Kürze im Verlag „Die Galerie" ein Buch mit 24 großen Bildtafeln erscheint, was ihn an der Gestaltung seiner Bilder besonders reizt und bewegt. Das 1. Bild der großen Bildbeilage dient als lebendigste Illustration zu seinen Ausführungen. Die 20 Bildtafeln des Heftes sind wie immer von höchster Qualität. Im technischen Textteil findet sich eine besonders interessante Untersuchung über die „Grenzen der Vergrößerung" u. a. m. Eine Bildkritik von zwei Kritikern geschrieben, versucht den Leser einen Weg des Verstehens zu jedem Bild hinzuweisen. — Die Redaktion der Galerie, Wien, V., Hamburgerstraße 4, versendet Probeheft gegen Einsendung von Briefmarken jedes Landes im Werte von ö. S. —,50.